Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 4

Artikel: Die Brüder der Flamme [Fortsetzung]

Autor: Fankhauser, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634073

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 4
XVII. Jahrgang
1927

Bern
22. Januar
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Zwei Flammen.

Von Karl Bienenstein.

Wie zwei blasse Opferflammen
Zugvereint verlodern sacht,
Fließen Glück und Schmerz zusammen
In die eine stille Nacht.

Und du kommst aus dunklem Land,
Wo da Wunsch und Wille schweigen,
Stehst vor diesem Doppelbrand,
Welcher will sich dir zuneigen?

Sind's die bleichen Schmerzensflammen?
Sind es, die das Glück entfacht?
Sei getrost! sie lohn zusammen
In die eine stille Nacht.

Die Brüder der Flamme.

Roman von Alfred Fankhauser. (Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 4

Marianne zog sich in die Dunkelheit des Ofenwinkels zurück und spähte in die Gesichter der hell erleuchteten Männer. Sie biß die Lippen, verkrallte die Finger und verwünschte den Bruder, der nicht wagte, Glanzmann über sein sonderbares Benehmen zu befragen. Ja, was antwortete der feuerrote Feigling!

„Eine schöne Sache! Und was wird das kosten, wenn sich's einer auf sein Dach setzen läßt?"

Glanzmann antwortete nicht auf die Frage nach dem Kostenpunkte und fuhr in dunklen Worten fort: „Das Ding hat aber noch eine andere Seite! Unser Pfarrer meint, die Menschen werden sich immer sicherer fühlen auf Erden, je gescheiter sie werden! Nun haben sie den Blitz bezwungen, dann wehren sie den Hagel ab, dann die Wasserfluten, zuletzt den Winterfrost! Und jedesmal, wenn sie wieder etwas entdeckt haben, werden sie sicherer und vergessen ihr ewiges Teil! Ist das nun gut? Sag', Zbinden, was nützt dir dein Blitzableiter auf dem Dach, wenn du dabei vergessen lernst, daß du in der Hand des Herrgotts bist?"

Marianne antwortete gereizt: „Es ist dafür gesorgt, daß wir es nicht vergessen!"

Glanzmann sah sie an wie einen Feind, der im Dunkeln höhnt und seine Augen verbirgt. „Ja, haben wir's denn nicht schon vergessen? Werden wir denn nicht immer mehr den Städtern ähnlich, die alle Dinge auf den Markt bringen und damit handeln und vergessen, daß sie noch mehr wert sind als Geld? Noch ist gesorgt, daß wir den Herrgott anrufen! Ja! Diese Tage, die so heiß sind wie Gefängnisse, erinnern uns an ihn! Und wenn er die Abende schickt, so danken wir ihm! Wenn wir aber selber Herr werden über Hitze und Kühle, wer ist dann noch, der uns an ihn erinnert?"

„Sprich doch, wie du's gewohnt bist, und gib dich nicht wie ein Professor!" schalt Marianne in jähem Zorn. „Hat dich etwa der Fläschleinrieche im Pfarrhaus um den Verstand gebracht?"

Glanzmann hörte nicht. „Wenn der Abend mit seinem Tau ausbliebe, was täten wir? Aber der Tau ist wie Balsam! Ich habe nie so gut wie jetzt gefühlt, wie tröstlich solche Abende sind! Wenn Sonne und Regen wechseln wie gewöhnlich, so spürt man nicht, was einem fehlt!"

„Ja, was fehlt dir denn?" fiel Zbinden plötzlich bissig ein. In seinen Augen war das Mißtrauen riesengroß gewachsen und umtastete den Schwager mit Gespensterfingern von einem ausgelegten Ellbogen bis zum andern. Aber Glanzmann merkte das Mißtrauen nicht; er hörte nur die Frage und antwortete irgendwem, nicht dem roten Zbinden.

„Was uns fehlt? Wenn uns nichts fehlte, wären wir vollkommen. Wir sollen aber vollkommen werden. Darum müssen wir wissen, daß uns etwas fehlt!"

„Welch ein Priester!" rief Marianne ärgerlich. „Solche Worte sagt der Muralt an jeder Straßenecke!" Und Zbinden fügte giftig und verbissen bei: „Doktorzeug her für die Kranken!"

Aber Glanzmann, der die geheime Bosheit zu fühlen begann, legte beide Fäuste vor sich auf den Tisch. Alle Sanftmut wich aus dem durchscheinenden Gesicht, in den Armen zuckte geheime Bereitschaft. „Ihr Hartherzigen und Verstockten!" keuchte leicht die Stimme, zögerte, fuhr wieder ruhiger fort: „Der Geist fährt in den Menschen wie der Blitz in den Baum. Der Baum, der getroffen wird, muß sterben! Aber wenn der Blitz nicht aus den Wolken niederführe und die schlafende Erde weckte, so stürbe der ganze Wald! Ihr Schlafenden! Dankt dem Himmel, daß ihr

nicht getroffen werdet vom ganzen starken Strahl! Und spottet nicht, wenn euch einer die Augen öffnen will und euch spricht von der großen Heimsuchung!"

„Kommen dir solch wirbelsinnige Gedanken oben am Waldsaum?" eiferte Marianne immer bösartiger; sie sah nicht, daß ihr Mann an der äußersten Grenze der Geduld schwankte. Zbinden aber stemmte die gestreckten Arme gegen den Tisch, um den Schwager fester ins Auge zu fassen. Noch machte Glanzmann einen sanften Versuch.

„Die Kreatur ängstigt sich, aber sie fühlt die Hand Gottes allstündlich! Wenn das Feuer in die Erde fährt, dann erzittert alles Lebendige, und viele Wesen werden getroffen und verbrennen! Aber die andern, die da übrig bleiben, atmen leichter und gehen gesegnet aus dem Wetter hervor! Wir aber, wissen wir wie sie, daß über uns der Blitz hängt und uns verzehren kann, und daß einige von uns getroffen werden müssen, damit die andern leben?"

Marianne glitt von ihrem Sitz im Dunkeln herunter und schlich auf den Zehen zum Tische, und als ob ihr Kommen die Starre seiner gestreckten Arme gelöst habe, schlug plötzlich Zbinden mit den rotbehaarten Knochenfäusten auf den Tisch, daß die uralte Eichenplatte krachte.

„Man könnt' es glauben! Ja, das könnte man! Einige gehen kaputt, damit die andern leben! Und da meinst du, der Obermooser und sein Weib und seine Kinder müßten kaputt gehen! Und wartest mit dem Ferkelverkauf bis in den Winter und schwafelst deinen Kindern vom Bonaparte vor, statt daß du sie arbeiten lehrst! Weißt du, was wir tun, wenn die Sache so weiter geht? Vogten werden wir dich!" —

Glanzmann zuckte zusammen, im nächsten Augenblick jedoch war sein Gesicht von einem unendlichen Staunen verklärt. Und dieses Staunen verwandelte sich immer mehr in gutmütiges Bedauern und unendliche Heiterkeit. Lange fand er keine Entgegnung, aber in den Augen blitzte eine leise Flamme verstehender Schlauheit auf. Vor seinem schweigenden und überlegenen Gesicht saßen die beiden harten Zbinden klein, mißtrauisch und lauernd da und wußten im Augenblick nicht weiter. Aber Glanzmann, gleich als ob er sich die Frage nicht versagen möchte, setzte einmal, zweimal an und fragte dann bedächtig:

„Und wer sollte dann Vogt über mich werden?" Dann zu seiner Frau: „Was meinst denn du, Marianne, würde Zbinden das Gut für deine Kinder besser zusammenhalten als ich? Wenn du das auch meinst, gut, dann könnt ihr mich vogten. Ich werde sogar hingehen und das Begehren selber stellen."

Ohne daß die beiden die Wendung erwartet hätten, stand er auf, wehrte im Abgehen die zwei mit bittenden Händen von sich ab und sagte leise: „Ich hatte an große Dinge gedacht; kann denn das Kleine ohne das Große auf die Dauer leben!"

Er trat ins Nebenzimmer, schloß die Tür und begann deutlich hörbar in allerlei Kasten und Fächern und Schränken zu rumoren. Bruder und Schwester horchten, spähten sich gegenseitig in die harten Gesichter, sahen nichts als den Flackerschein der kleinen, schwelenden Oellampe. Abgesondert hingen die beiden starren Augenpaare in der Dunkelheit, mißtrauisch, als ob sie sich heimlich feind wären in ihrer Aehnlichkeit.

„So", sagte sie, „willst du Vogt werden?"

„Wie soll man ihn denn vor Torheiten bewahren? Warum kommst du zu mir?"

Marianne verachtete ihn mit ihren Augen. „Ach so, du willst Vogt werden? Weißt du, wenn schon ein Vogt zur Stelle muß, dann will ich ihn selber aussuchen!"

Aus dem Nebenzimmer trat Glanzmann, sonntäglich gekleidet, Hut, Felltasche und Knotenstock in der Rechten, reisebereit. Marianne und Zbinden fuhren hoch und starrten ihn an:

„Um Gottes willen, was willst du?"

Er deutete beiden mit der Stockspitze an, sie möchten sich setzen, und als sie widerspruchslos gehorchten, wies er, immer mit dem Knotenstock, auf einen Punkt der Tischplatte, und beide folgten der Bewegung des Stockes. Glanzmann sah sie an, lächelte, setzte den Stock ab.

„Nämlich", sagte er, „hier auf dem Tisch ist nichts! Ich meinte nicht den Tisch! Ich meinte, ihr möchtet mich anhören! Ich gehe zwei Tage über Land. Du, Zbinden, hast heute abend den Willen kundgetan, für mich im Obermoos einzuspringen, wenn ich verhindert würde, die Arbeit zu besorgen. Du wirst zwei Tage für mich melken. Marianne versteht zu füttern. Ich will nachfragen, was ein Blitzableiter kostet und wer ihn anbringen kann. Vielleicht wir selber, vielleicht der Spengler Gasser! Gute Nacht also!"

Er wandte sich zum Gehen, aber noch in der Tür fand er notwendig, seinen Worten nachzuhelfen. „Aber daß uns die gute Erfindung nicht zum Fluch werde! Daß wir Gott nicht vergessen!"

Mit diesen Worten verließ er die beiden, zog die Tür der niedern Bauernstube behutsam hinter sich zu, seine Schritte verhallten unsicher in der schweigenden Nacht; Marianne starrte vor sich hin, als horche sie, ihre Züge spannten sich an, als ob sie zürnten, irgendwem, doch nicht dem Manne, der da draußen unsichern Schrittes durch die Nacht zog — wer weiß wohin!

Zbinden aber erhob sich wie einer, dem die Dinge klar liegen. „Du wirst ja einen finden, der für zwei Tage den Stall besorgt! Ich habe keine Zeit, umsonst für andere Leute zu schuften und zu denken! Gute Nacht!"

Und er warf die Tür hart ins Schloß, so entschieden hart, daß das Kleinste im Traume zu weinen begann. Und abermals horchte Marianne und hörte seine unbeirrten Schritte in der stummen Nacht verhallen, hörte die Steine knirschen, fühlte, daß da ein harter Mensch einhergehe, der seines Zieles sicher und seines Weges gewohnt sei.

Und sie blieb in der Nacht sitzen, das müde Haupt in die Hände gestützt, in leidenschaftliche lange Hände, deren Finger viel zu kurz an der langen Handblume zitterten. Ja, sie zitterten, wie sie durch das gelbe Haar fuhren, und wie sie sich unter die flachgehöhlte Schläfe legten. Und in den Zügen entspannte sich der Haß, und in den Augen schimmerten tiefere Gründe hervor, als die schmale Bosheit der Zbinden-Lippen verraten wollte. Hungrige Nachdenklichkeit weitete sie und machte sie traurig, und ein sehnsüchtiges Lauschen in die stille Mitternacht hinein sprach mit stummem Bedeuten, daß sie dem Rätsel ihres Mannes nachsinne.

Aber die Ungeduld ihres jungen Herzens zerstörte die hungernde Nachdenklichkeit. „Ach was", sagte sie verbissen, warf den Kopf hoch und schüttelte die weiche Stimmung

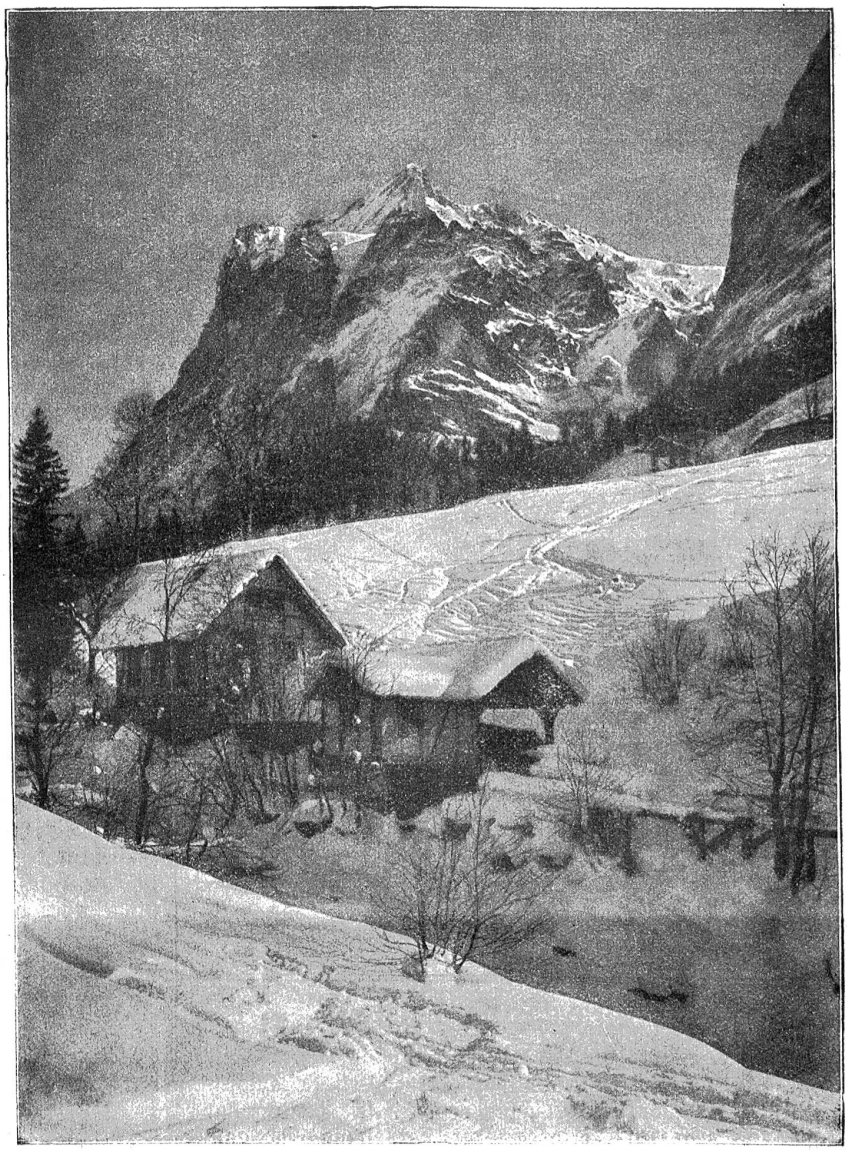
aus den langen Händen. „Ach was!“ Und sie trat fest auf, als ob sie mit stampfenden Tritten der unbequemen Gedanken Herr werden könnte. Einen Atem lang lachte sie listig. „Du Vogt werden?“ Und als ob dieses Lachen die schweren und sehnsüchtigen Gedanken wieder wecke, blieb sie stehen und ließ die gehobenen Schultern mutlos fallen.

Sie löschte das Licht und glitt in die Schlafkammer. Aber friedlos lag sie in der Finsternis.

3.

Am dritten Tage früh begann die Junisonne glühend heiß zu brennen, gleich als ob sie das Land vollends ausdörren wolle; alle Horizonte zitterten wie von Flammen umschwelt, schienen sich aufzulösen, und als ob die Erde dem Verbrennen nahe sei, qualmte von allen Ackerwegen Staub auf, breitete sich über die bräunenden Kieshügel und überzog alles mit einem fahlen Dunst, qualmte von neuem auf, wenn ein Wagen daherfuhr, schwebte als dünne Wolke dorfwärts und wich nicht mehr von den Baumwipfeln.

Auf dem entlegendsten Acker des Obermoosgutes arbeitete Marianne Glanzmann mit den beiden ältesten Kindern, ließ das Kleinste im Gras für sich allein plaudern oder wimmern, mühte sich ab, den Rest Heu, der noch zu bergen war, von den dürren Stoppeln zu schneiden und die Kinder anzuleiten, wie sie das geschnittene Gras hinbreiten müßten, damit es vollends ausdörre.



Das Wetterhorn von der Lütschiner Säge aus gesehen. — Nach einer künstlerischen Aufnahme von Aug. Rupp.

„Ach, ihr könnt nichts“, schalt sie und schob mit hartem Griff bald die dünnwangige Rosa, bald den stärkeren Knaben zur Seite, um das zu Haufen geworfene Futter richtig zu zerstreuen. Und wenn sie wieder zur Sense griff, schalt sie in einem fort: „Wenn euer Vater ein rechter Bauer wäre, so hätten wir das Heu längst unter Dach! Aber euer Vater streicht im Land umher und ihr schlagt ihm nach!“

Und während sie schalt, stieg der Tag höher und heißer, verdunkelten sich die flammenden Horizonte wie von Rauch, und hinter dem dunstigen Rauch sammelten sich die trügerischen Stockwolken, die Regen vortäuschten und sehnende Menschen äfften. Allein heute schienen sie höher zu wachsen; ausgreifend schoben die feurigen Hände seltsame Türme hoch und zogen weiße Zinnen randentlang, und ehe man sich versah, reihten sich die weißen Türme am westlichen Himmel in lückenloser Zeile auf und strebten in der Mitte des Himmels hoch und höher. Und der höchste der Turmriesen erfaßte auf einen Augenblick lang die Sonne und verdunkelte die Welt.

Zum ersten Male richtete sich die in Arbeitsangst und eigener Unruhe verlorene Frau empor, gewahrte die drohende Wetterwand und erschrak. „O Herr Jesus, nun kommt wohl gar noch das Wetter und wir bringen das selbdürre Zeug nicht einmal trocken unter Dach. Macht rasch, Kinder!“

Sie überlegte, ob sie den Wagen holen oder weitermähen solle, aber der Moment des Besinnens zeigte ihren Augen von neuem das Aergernis ihrer Tage, die staunenden Kinder, die sich an die Holzgabeln lehnten und in die Wolken spähten. Auch Marianne kam in Versuchung, einen Blick höhenwärts zu richten, und dieser eine Blick hätte ihr sagen müssen, daß der Ueberfall des Wetters innerhalb einer halben Stunde kommen müsse, wenn nicht der Ostwind die Massen zurückstemmte.

„Herrgott“, zuckte in ihrer überlegungslosen Seele der Gedanke, „wenn er abermals obsiegt! Wenn sie abermals regungslos in der Höhe stehen bleiben und im Abend zerfließen!“ Aber der Gedanke gewann in ihr nicht Gestalt. Sie begann wieder zu schelten.

„Was, Bub, auch du gaffst umher? Zugegriffen! Was soll das heißen? Bist du ein Glanzmann? Ein Zbinden sollst du werden! Die gaffen niemals in der Welt herum!“ Und sie packte den Knaben am Kragen und suchte die harte Zbinden-Natur in seinem Leibe wachzurütteln, die nach-

denkliche Natur des Vaters aber totzuschelten. Und nebenbei glitt ein bedauernder Blick zu dem blaßwangigen Mädchen hinüber, das dem Vater allzu ähnlich sah in seiner

Der Hubel wird mittelst Messer vom Rest der Porzellanmasse losgetrennt.

ewigen Erregtheit. Da ließ sich kein harter Zbinden wecken. Das war wirklich unmöglich. Wie erstaunlich das Kind in diesen heißen Tagen dem alten Glanzmann zu gleichen begann, wie es mit ratlosen Händen umherging und sich nur an der Arbeit zu sammeln vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Wie eine Tasse entsteht.

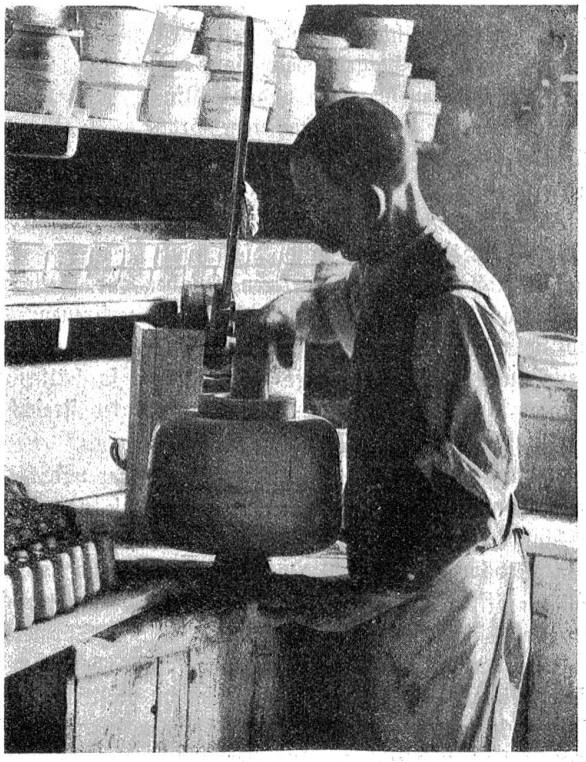
Von E. Bütikofer, Utzwil.

Ich meine die Porzellantasse. So einfach sie aussieht, so viel Arbeit gibt sie. Ausgangsprodukt ist die Porzellanmasse und diese selbst erfordert zur Herstellung eine ganze Reihe von originellen und schwierigen Arbeitsprozessen. Da wird zermahlen, geknetet, gerührt, filtriert, gepreßt und getrocknet und das alles nimmt zu viel Raum in Anspruch, um hier auseinander gesetzt zu werden. Wir wollen deshalb die hellgraue, knetbare und lehmartige Porzellanmasse als vorhanden annehmen.

Vorhanden in zuckerstockartigen Klumpen. Der Arbeiter nimmt nun einen solchen Stock und setzt ihn auf eine horizontale Scheibe, die, durch einen Elektromotor angetrieben, sich in ständiger Drehung befindet. Der Arbeiter kann ruhig an seinem Platz bleiben: die drehende Scheibe führt alle Teile der Masse unaufhörlich an ihm vorbei. Er braucht nur mit der Hand zuzugreifen und die Masse formt sich nach seinem Willen, wie Holz auf der Drehbank. Aber freilich, mit der Hand allein entsteht keine Präzisionsarbeit. Aber das wird hier auch gar nicht verlangt. Der Mann soll und will nur „vorformen", mit andern Worten: eine Rohform herstellen. Er preßt den Finger auf die höchste Stelle der drehenden Masse, drückt eine Wölbung hinein, erweitert sie zu einer Vertiefung, bearbeitet dann mit den feuchten Händen die Außenflächen der Masse. Kurz und gut, er knetet und formt den obersten Teil der Porzellanmasse zu einer richtigen Tasse. Allerdings bildet sie mit dem untern Teil noch ein zusammenhängendes Stück. Aber nicht mehr lange, denn schon hat der Arbeiter das geformte Stück mit einem Messer vom Rest der Masse „abgestochen" und hält nun die rohgeformte Tasse in der Hand. Der technische Ausdruck dafür ist „Hubel".

Man könnte diesen „Hubel" trocknen lassen und im Ofen brennen, und würde eine brauchbare Tasse erhalten, aber von unregelmäßigen Formen, rauhen Flächen und ungleicher Dicke. Von einer Porzellantasse verlangt aber der Kunde, daß sie schön und glatt sei. Deshalb muß der nach Handgefühl ausgeführte Hubel eine Verfeinerung erfahren. Zu diesem Zweck wandert er in eine Form, die aus Gips hergestellt ist und große Aehnlichkeit mit einem dickwandigen Blumentopf hat. Der Hubel wird in die Form gelegt und mit der Hand fest angepreßt, ähnlich, wie die Hausfrau den Teig an das Kuchenblech drückt. Und man merkt es gleich: der Arbeiter hat nun damit der Tasse die endgültige äußere Gestalt gegeben! Darauf wandert die Form mit dem Hubel wieder auf eine Drehscheibe mit einem hohlen Aufsatz, in welchem die Form hineingesteckt wird. Es gilt nun, zum fertigen Außengewand ein ebenso schönes und regelmäßiges Innenkleid zu schaffen. Diese Arbeit wird durch die „Schablone" bewerkstelligt. Die Schablone ist ein kurzes, aber breites Messer, mit horizontaler und vertikaler Schneide. Sie ist verstellbar an einem Hebel befestigt, der bis zu einem gewissen, vorher einstellbaren Punkt gesenkt werden kann.

Der Hebel wird nun von Hand gesenkt. Die Schablone taucht in den Hubel hinein, kann aber dessen Boden nicht durchstoßen, weil die Hebeleinstellung eine so tiefe Senkung verhindert. Wohl aber kann die Schablone, bezw. deren wagrechte Schneide, von dem durch den Arbeiter absichtlich reichlich dick gemachten Boden so viel Porzellanmasse wegschneiden, daß der Hubelboden genau auf Tassendicke reduziert wird. Es braucht wohl kaum betont zu werden, daß gleichzeitig der Boden hübsch glatt gestrichen wird. Und was die horizontale Schablonenschneide am Boden tut, das schafft die vertikale oder leicht geneigte Schneide (je nach Tassenform) der Wand entlang! Man muß sich dabei natürlich die Form nebst Hubel in ständiger Drehung, die Schablone aber als festen Punkt vorstellen.



Einsetzen des Hubels in die Gipsform. Die Gipsform selbst steckt in einem hohlen auf der Drehscheibe sitzenden Aufsatz.

Nun ist die Tasse fertig und genau geformt. Doch halt! Der Rand steht noch vor! Rasch ein Messer genommen. Aber wir haben nicht notwendig, der ganzen Form entlang